WANDERUNGEN in der SCHWEIZ.

II.

Auf Wagner's Spuren in Luzern. — Die Wagner-Villa in Tribschen „for sale or for rent". — Dem Tonkünstlerfest in St. Gallen. — Keine deutsch-französische Sprachgrenze. — Die Wunder des Genfer Sees. — Wie der See die Musiker anzieht. — Paderewski war der erste. — Weingartner in St. Sulpice. — Andere musikalische Ansiedler: Ernest Schelling, Josef Hofmann, Rudolf Ganz.

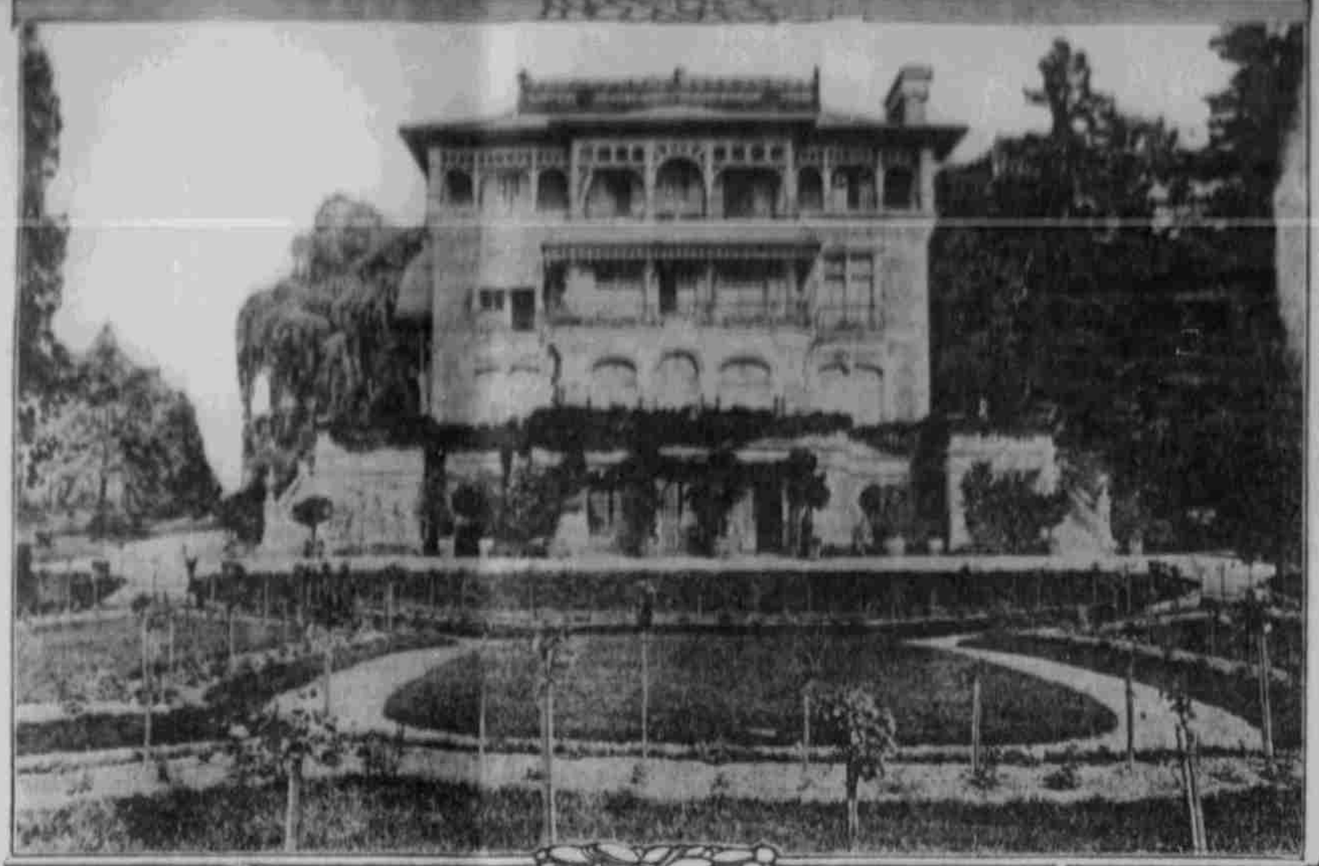
Es mag unbegreiflich erscheinen, in diesem vielleicht Hundertmal besuchten Lande die Schweiz zu besuchen, ohne an den betreffenden Plätzen nach den Spuren Wagner's zu suchen. Aber in Zürich, wo Wagner die ereignißvollste und fruchtbarste Zeit seines Lebens verbrachte, sind diese Spuren schon derartig ausgetreten, daß man die Hoffnung bald aufgiebt, noch auf etwas gerichtet oder wenigstens Bekanntes zu stoßen. Außerdem hat Wagner selbst ja so viel aus seinem Züricher Leben erzählt, und was er und seine Freunde übersehen oder verschwiegen haben, hat Bekart mit solcher Sorgfalt registrirt, daß selbst ein enragirter Wagner-Verehrer an dieser Stätte bald die Nutzlosigkeit seines Bemühens einsehen und weiterwandern würde. Auch etwaigen Pietätsgefühlen, die den Wanderer zu der ehemaligen Villa Wesendonk treiben, wird kein Vorschub mehr geleistet: seitdem der Deutsche Kaiser in diesen Räumen gehaust hat, hält man sie noch sorgfältiger als vorher dem unempfohlenen und unbelittelten Besucher gegenüber verschlossen. „Ich warne Neugierige!"

Aber in Luzern ist etwas mehr zu holen. Die Villa in Tribschen ist noch immer kein Wallfahrtsort geworden, und vor einigen Jahren ist es sogar Herrn Siegfried Wagner passirt, daß die Hüterin ihn nicht einlassen wollte. Er war beleidigt darüber, daß man ihn nicht sogleich an seiner Aehnlichkeit mit dem Vater erkannt hatte, vergaß aber, daß die Hüterin nicht einmal alt genug war, um den großen Richard noch von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. „Aber ich bin doch hier geboren," meinte er entrüstet, und die brave Bäuerin erwiderte kurzer Hand: das könne jeder sagen, erst solle er mal seinen Namen angeben. Ich weiß nicht, ob den guten Siegfried jemals der Durchfall irgend einer seiner Opern so verdrossen hat, wie diese Abweisung, selbst als die Durchfälle für ihn noch etwas Neues waren, aber daß diese Tribschener Affaire ihn furchtbar gewurmt hat, läßt sich aus der Veröffentlichung des Luzerner Tageblattes erkennen, die kurz darauf erschien. Sie war mit dem Bildnis Siegfried's geschmückt, damit es darnach keinem Menschen in Luzern einfallen möchte, ihn zu verkennen. Indessen hörte ich, daß sich Siegfried Wagner seit jenem Tage nicht wieder in Luzern hat sehen lassen.

Wohl aber soll Haus Wahnfried mit der Idee umgehen, die Villa anzukaufen und zu einem Wagner-Museum zu machen, natürlich nicht aus eigenen Mitteln, sondern durch solche, die von der allgemeinen Wagner-Begeisterung zur Verfügung gestellt werden. Wie damals gehört noch heute die Villa der alten Schweizer Familie am Rhyn, und wie damals wurde sie für den Sommer, oder auch für's ganze Jahr, an Fremde vermiethet. Wagner bezahlte dreitausend Francs Miethzins pro Jahr, was für ein so wundervoll am Vierwaldstätter gelegenes Haus von zwanzig möblirten Zimmern selbst für jene Zeit — Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — gewiß kein hoher Preis war. Architektonisch ist das Haus nicht im mindesten reizvoll, und die meisten Zimmer sind nur klein, auch kommt einem der Plafond für einen Mann mit hohen Ideen etwas niedrig vor. Aber behaglich ließ es sich dort immerhin leben, namentlich als Wagner es durchgesetzt hatte, daß dem Erdgeschoß eine Küche angebaut wurde, die vorher ein Stockwerk höher gelärmt und geduftet hatte. Aber selbst, wenn die Räumlichkeiten nicht palastartig waren, wie wunderbar, fast unvergleichlich ist diese Lage! Die ganzen Wunder der Alpenwelt stets vor den Augen zu haben— das größte und schönste Zimmer im ersten Stock war natürlich Wagner's Arbeitszimmer, — und dann den Blick zu senken und auf den grünen Fluthen des Sees weilen zu lassen! Wer von einem solchen Anblick nicht inspirirt wird, der ist überhaupt keiner künstlerischen Anwandlung fähig. Von seinem Balkon aus sah Wagner hier, zum Greifen nahe, die Dampfboote vorübergleiten, konnte also auch den schlechten Gesang hören, den jugendliche wie ergraute Schweizer-Chöre auf diesen Dampfern sich — besonders zur sentimentalen Abendzeit — schuldig zu sein glauben. Es würde mich nicht überraschen zu erfahren, daß Wagner's Abneigung gegen die Heranziehung des Chors auf der Bühne durch die schweizerische Chorsingerei stimulirt worden ist. Gewiß, große, sorgfältig arbeitende Organisationen werden in der Schweiz ebenso gut wie anderswärts singen lernen; aber wenn das „Volk" singt, oder auch eine wenig geübte Chorvereinigung, da giebt es hier in der Schweiz selten einen guten Klang. Die beste Absicht mag vorhanden sein, die ewige Bereitwilligkeit spricht ja schon dafür, aber die natürliche Begabung ist nur gering.

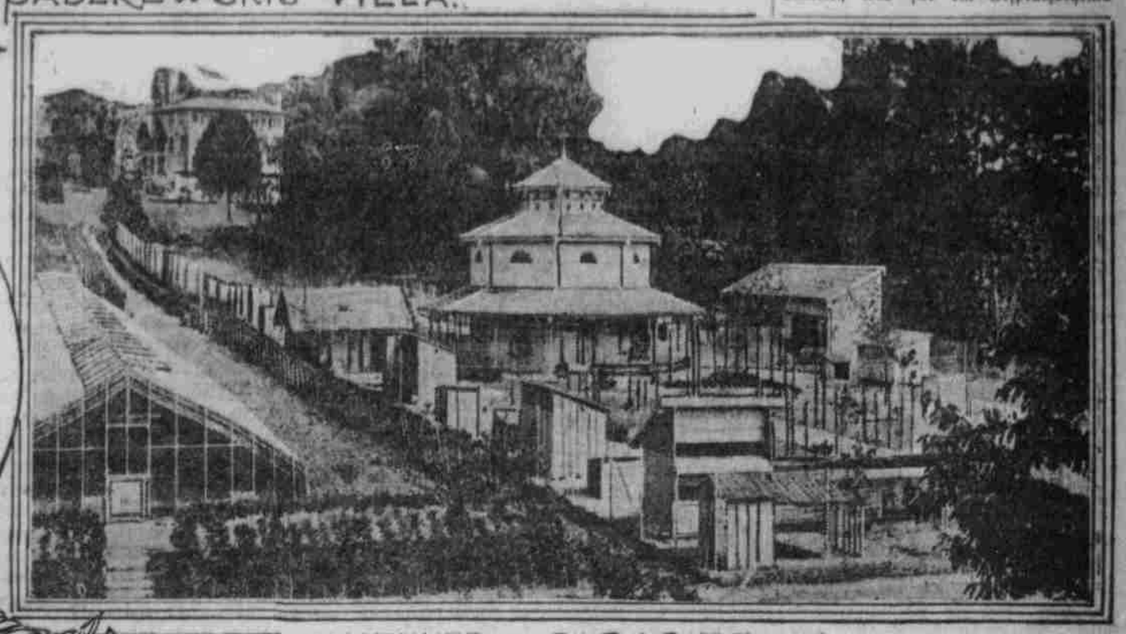
Sechs Jahre hat Wagner hier gehaust, allerdings mit manchen Unterbrechungen. Und was für Besucher hat er hier empfangen! König Ludwig II. von Bayern war mehrere Male hier, und Hans von Bülow, der bisherige Gatte der Hausherrin, auch einmal, freilich in der allerersten Zeit, und in Abwesenheit Wagner's. Oh ja, es ist in diesen Mauern allerlei passirt. Erst im Juli 1870, als sie schon vier Jahre lang mit Wagner in Tribschen gewohnt hatte, erreichte Cosima die Scheidung von Hans von Bülow. Am 25. bei protestantischen Kirche von Luzern die Eheschließung zwischen Richard und Cosima vollzogen.

Es war ein Ereigniß, von ich zum Besuch in Tribschen benutzte; man muß es verstehen, solche Ereignisse im Gebirge auch anzugehen. So begab ich mich am Abende desselben Tages in die uralte Wirthschaft von Tobell. Ich wußte, da pflegte Wagner sein weiß Bier zu trinken, wenn er seine Besorgungen in der Stadt erledigt hatte. Ich ging zwar mit geringen Erwartungen hin und wäre weiter nicht enttäuscht gewesen, wenn ich weiter nichts gefunden hätte, als ein schlechtes Porträt des Meisters und einen stark markirten Tisch, „an dem er allemal gesessen". Aber ich kann unter Umständen auch diplomatisch zu Werke gehen, und so suchte ich zunächst das Vertrauen der Kellnerin zu erwerben, die mir unter den Kolleginnen als die intelligenteste und vertrauenswürdigste erschien. Sie war wirklich ein verständiges Mädchen, es schien ihr sogar zu imponiren, daß ich nicht sagte, wie hübsch sie sei, sondern ganz bescheidentlich um Ins-August desselben Jahres wurde dann in formationen über Richard Wagner bei.



RIOND-BOSSON PADEREWSKI'S VILLA.

ERNEST SCHELLING VILLA



HUEHNER PARADIES IN PADEREWSKI'S PARK.

WEINGARTENER'S VILLA.

Wahrhaftig, sie ermangelte der litterarischen Bildung nicht, soweit eine solche bei Kellnerinnen vorausgesetzt werden kann. Und als ich noch ein Glas bestellte und ein noch reichlicheres Trinkgeld gab, schaute sie mich verständnißvoll an und sagte kurz entschlossen: „Warten's, i bring Ihnen was!" Und siehe da, das Goldmädel brachte mir ein ziemlich starkes, schon etwas vergilbtes Heft: eine Art von Chronik über Wagner in Luzern, eigenhändig geschrieben von seinem Zeitgenossen, dem Luzerner Advokaten L. Zimmermann. Ich habe an diesem Abende mehr Bier getrunken, als auf meiner ganzen Schweizer-Reise, und als ich das Heft schließlich zuklappte, sagte mir die liebe litterarische Kellnerin mit einem Seufzer: „Sie san schon der letzte!" Außer mir war niemand mehr im Lokal. Aber böse war sie nicht; ich auch nicht.

Ein paar Kleinigkeiten habe ich aus der Chronik abgeschrieben, und die will ich Ihnen hier vorsetzen. „Im Hause," sagt Zimmermann, „trug Wagner kurze schwarze Sammethosen, bis unter die Knie reichend, violettes Sammetwams, ditto Barett, violette seidene Strümpfe und Sandalen, oder weit ausgeschnittene Schnallenschuhe." Aber das wußte man ja schon, und eine vielverbreitete Photographie veranschaulicht diese Phantastik der Bekleidung recht drastisch. Interessanter war, daß Zimmermann versichert, daß Cosima und Richard getrennte Arbeitszimmer hatten, und daß Cosima ebenfalls komponirt habe. Werden wir diese Kompositionen erst nach Cosima's Tode zu hören bekommen, oder überhaupt nicht? Interessant ist auch was Zimmermann über die Zeit der Geburt Siegfried's berichtet. „Er (Richard) wußte nicht, was er alles vor Freude für den Erben seines Namens thun sollte. Er bestellte ganze Stücke von schweren Seidenstoffen und hunderte von Ellen aneinandergeknüpfter Rosenknospen, um das Zimmer des Kleinen damit zu schmücken, die Wände mit der gefältelten Seide zu drapiren und die Rosen darüber zu ziehen, in viel verschlungenen Guirlanden."

Daß Wagner der romantischen Schönheit der Schweiz unendlich viel Inspiration verdankt, wie er sie für sein Schaffen benöthigte, hat er selbst erklärt. Wenn man nun sieht, wie viele ausgezeichnete Muster nach ihm sich ebenfalls zu dauerndem Aufenthalt nach der Schweiz hingezogen fühlen, muß man sich eigentlich darüber wundern, daß wir diesem Einfluß der Schweiz auf unsere Besten nicht schon viel mehr unsterbliche Meisterwerke zu verdanken haben. Aber wahrscheinlich überschätzen doch die Gäste, die nur gelegentlich in die Schweiz kommen, den Einfluß der Natur auf solche, die sich dauernd diesem Einfluß ergeben. Ich deutete schon an, daß ich nicht mehr unter dem Eindruck stehe, die Schweizer seien innerlich ein echt-musikalisches Volk; denn es fehlt ihnen vor allem an irgendwelcher Selbständigkeit der musikalischen Erfindungen, sie lehnen sich im Osten an Deutschland und im Westen an Frankreich an. Sie sind aber als musikalisches Kulturvolk doch nicht mehr jung genug, um Nachsicht beanspruchen zu können. Groß dagegen ist ihr Eifer, und nicht unbeträchtlich ihr Können.

Ich wohnte dem schweizerischen Tonkünstlerfest in St. Gallen am 14. und 15. Juni bei und ich fühlte mich da manchmal versucht zu glauben, ich sei auf einem deutschen Tonkünstlerfest; aber nicht etwa, weil das schweizerische so stimulirend wirkte, sondern weil mich die deutschen Tonkünstlerfeste auch immer gelangweilt oder irritirt hatten. Alle solche Feste, die ganz besonders dem sogenannten Fortschritt in der Komposition gewidmet sind, pflegen nämlich am überzeugendsten darzuthun, daß der wirkliche Fortschritt viel schwieriger ist, als sich die jungen Heren vorstellen. Was hat ferner die Schweiz davon, wenn ihre jungen Söhne den musikalischen Beweis führen, daß sie drauf und dran sind, dem Richard Strauß das Charakterisiren al fresco abzugucken, und dem Neger das sumpfige Moduliren? Dazu brauchen wir die Schweiz gar nicht, Epigonenarbeit wird auch bei uns zu Hause mehr als hinreichend verrichtet. Und doch sollte grade hier der Boden sein, wo gewisse musikalische Neuerscheinungen und Kontraste sich amalgamiren und sich zu einer neuen charakteristischen Art entwickeln könnten. Nur müßten die nordöstlichen und die südwestlichen Schweizer Komponisten einmal die Rollen gegeneinander austauschen, jene müßten mehr nach Frankreich und diese mehr nach Deutschland hinüberhorchen. Und dann natürlich etwas Eigenes hinzuzuthun haben, etwas von der Höhenluft, die einen in der Schweiz anweht.

Vielleicht steht das noch bevor. Hat mich auch das künstlerische Fazit des St. Gallener Tonkünstlerfestes einigermaßen enttäuscht, so war doch genug technisches Können und künstlerisches Wollen vorhanden, um in mancher Programmnummer etwas Hoffnungsvolles entdecken zu lassen. Mit Namen brauche ich nicht aufzuwarten, denn dies soll kein Musikbrief sein, und „promissory notes" werden erst am Verfalltage eingelöst. — —

Eine deutsch-französische Sprachgrenze giebt es in der Schweiz eigentlich nicht, in einem recht weiten Bezirk herrschen beide Sprachen völlig gleichmäßig nebeneinander. Schilder und Aufschriften sind da meist in beiden Sprachen vorhanden, manchmal in solch freien Uebersetzungen, daß man lächeln muß. Das habe ich zum Beispiel in einem Kino-Theater in Luzern gemußt, wo ich „Toilette" mit „Nothausgang" übersetzt fand. Kommt man aber an den Genfer See, dann findet man die deutschen Uebersetzungen sehr viel weniger vor, als die französischen im nördlichen Theile der Schweiz. Und wenn die französischen Schweizer nun auch durchaus richtige Schweizer und nicht etwa Franzosen sein wollen, so scheinen sie doch keineswegs immer ganz frei zu sein von einer latenten Animosität gegen ihre alemannischen Landsleute. Merkwürdig, wie selber in einer politisch ganz völlig geeinigten Nation die Unbeliebtheit des Deutschen — die so ziemlich über die ganze Welt verbreitet zu sein scheint — eine Rolle, wenn auch eine versteckte, spielen kann.

Jedenfalls tritt sie aber nicht stark genug hervor, um einem den Aufenthalt am Genfer See irgendwie zu verleiden, und mit Begeisterung bekenne ich, daß ich jeden Menschen, einerlei welcher Nation und welchem Beruf er angehört, von ganzem Herzen beneide, der sich an diesem himmlischen Gewässer eine bessere Hütte zu längerem periodischen Aufenthalt errichten kann. Dabei habe ich meiner Begeisterung nicht einmal erlaubt, mich blind zu machen, ich habe sogar meinen Spaß daran gehabt, den Genfern zu erklären, ihr vielgerühmter See sei ja gar nicht blau, sondern blos grün. Es ist ergötzlich zu sehen, wie eifrig sie das bestreiten, die Farbe ihres Sees scheint wirklich ihre empfindliche Stelle zu sein. „Warten Sie nur, bis die „Bise" (der Nordwind) kommt," wurde mir geantwortet, „dann schimmert der See tiefblau." Das ist aber gar nicht einmal nöthig, denn an manchen Tagen habe ich auch bei Ostwind einen schönen blauen Schimmer auf dem Wasserspiegel entdeckt. Mich amüsirt blos die Thatsache, daß blau so viel höher im Kurse steht als grün, sobald es sich um Schweizer Seen handelt.

Man braucht sich gar nicht erst einen Stoß zu geben und nach poetischem Ausdruck zu ringen, wenn man die unvergleichlichen Reize des Genfer Sees mit Worten nachzuweisen sucht, man kann das vielmehr mit der prosaischen Aufzählung von Thatsachen erreichen. Wo giebt es einen See von solcher Ausdehnung, der von einem solchen Kranz hoher Berge umgeben ist, und dessen Uferformation eine solch endlose Fülle der Abwechselung aufzuweisen hat? Fernet, welcher andere See könnte mit einer solchen Reihe anziehender Städte aufwarten? Natürlich ist Genf die Perle des Sees, und die französische Eleganz der Stadt, das mondaine Getriebe auf den Quais, dazu die vielen geschichtlichen Erinnerungen, bilden ein solches Ensemble verführerischer Zugaben, daß, wer dort einmal ein paar schöne Tage verlebt hat, sich heimlich das Versprechen giebt, so bald wie möglich zurückzukehren. Steht man dann auf der Höhe von Montreux und läßt die Augen auf dem Dent du Midi weilen, oder rudert bei Mondenschein zur alten Raubburg Chillon hinaus, dann möchte man fast sagen, hier sei es noch schöner als in Genf.

Wiederum in Morges entdeckt man, daß von keinem anderen Punkte am See aus der Montblanc so imposant aussieht. Kurz, des Entzückens ist kein Ende, und die Mannigfaltigkeit der Reize bringt es auch zu Stande, daß keiner von den Künstlern, die sich am Genfer See angesiedelt haben, den anderen beneidet; ein jeder hält grade seinen Aussichtspunkt für den schönsten.

Jawohl, ich stehe mit meiner Bewunderung des Genfer Sees unter meinen Kollegen von der Kunst nicht allein; es ist einfach erstaunlich, welche Anziehungskraft er gerade auf die Musiker ausübt. Und jedes Jahr bringt neue musikalische Ansiedler. Ich höre, daß Ravel, Kubelik, Dalmores bereits in eifriger Unterhandlung wegen Erwerbung von Grundstücken am Seeufer stehen. Ganz besonders aber scheint sich diese Anziehungskraft auf solche Künstler zu erstrecken, die bei Ihnen in Amerika gut bekannt sind, und die sich dort auch wohl die Mittel zum Ankauf von hübschen Villen erworben haben. Nur eine Künstlerin, Marcella Sembrich, hat den See — ganz wider Willen — wieder verlassen; weil das Klima ihrem Gatten, Professor Stengel, nicht zuzusagen schien. Aber man sagte mir, sie sei im übrigen in Nizza bei den hitzigen Moskito-Attacken lange nicht so glücklich, wie sie in Ouchy, am Fuße der Lausanner Höhe gewesen.

Der erste von den Matadoren der Tonkunst aber, der sich das Ufer des Genfer Sees zum Wohn- und Ruhesitz erkor, war Ignaz Paderewski, und was Größe und Pracht seines Besitzthums angeht, so kann keiner der später Gekommenen ihm etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen. Wenn man sein „Chalet" — wie das Schloß mit koketter Bescheidenheit genannt wird — nebst dem dreiundzwanzig Hektar umfassenden Park, den Gartenanlagen und dem Weinberg einen fürstlichen Besitz nennt, so darf man nicht vergessen, daß es viele Fürsten giebt, die erheblich bescheidener wohnen. „Riond-Bosson" heißt das Besitzthum nach einem alten Ritter, der dort im Mittelalter gehaust hat, und in der Nähe von Morges ist es gelegen. Dabei möchte ich gleich bemerken, daß Morges — eine halbe Stunde Bahnfahrt von Lausanne — eine der reizendsten, aber bislang am wenigsten besuchten kleineren Seestädte ist. Die alte Wasserburg, das Wahrzeichen von Morges, glaube ich, aus dem dreizehnten Jahrhundert; und in der Stadt sieht man manches alte, ungemein charakteristische Bauwerk. Eine prächtige „Wasserfront", ein üppiger Park mit wuchtigem alten Baumwuchs, Gelegenheit zum Bootfahren, Fischen und Baden, kurz alles, was sich ein Sommerfrischler nur wünschen kann, — und doch nur ganz wenige Gäste! Sogar eine ganz ausgezeichnete Küche habe ich in dem kleinen Hotel (du Montblanc) entdeckt, eine Küche von jener soliden französisch-bürgerlichen Art, nach der man sich sehnt, wenn einem in den modernen und eleganten französischen Restaurants die aufgeputzten, entweder faden oder überwürzten Erzeugnisse der modernen französischen Kochkunst vorgesetzt werden. Und doch keine Fremde in Morges! Sollte Paderewski vielleicht ein geheimes Edikt gegen den Fremdenbesuch erlassen haben? Er dürfte sich das schon erlauben, denn Paderewski und seine Gattin sind der Sonnenschein der kleinen Stadt, und wenn sie einmal von dort wegziehen sollten, würde ganz Morges Trauer anlegen.

Auf einer solch' herrlichen Besitzung wie ein Grandseigneur zu leben, wäre nun weiter kein Verdienst; Paderewski thut bedeutend mehr. Er nimmt ein persönliches Interesse an den endlosen Reihen seines Spalierobstes — die in Abständen von etwa zwanzig Fuß mit wundervollen hochstämmigen Rosen durchsetzt sind! —, an den Treibhäusern, an der Gemüsezucht und vor allem an dem ausgedehnten Park mit seinen wundervollen alten Baumgruppen. Seiner Gattin aber untersteht der — Hühnerhof. Natürlich ist das kein Hühner-„hof", sondern eine ganze Hühner-Stadt, eine höchst ungewöhnliche Sehenswürdigkeit. Nie zuvor, selbst nicht auf Geflügel-Ausstellungen, haben meine Augen solche Mütter und Väter von Hühnerrassen erblickt. Es war zum Beispiel ein ärztlicher Hühnerpapst, für den Hühner nicht weniger als Menschen bedeutsam Gegenstand bedeutet hatte. „Aber mein werter Herr," sagte er etwa, „seitdem Sie mich in Ihre Ziemanten, ich habe meine Freude an einem Geflügelpark." Und dann führte er mich in das Zuchtlokal [illegible] und zeigte mir Hühnerrassen [illegible] die Wände mit den ersten Preisen und Diplomen der verschiedensten Geflügel-Ausstellungen.

Aber diese seltene Passion beschränkt seine gütliche Sorgfalt keineswegs auf Pfauen und Hühner, auf Hühner und sonstiges lebendes Inventar, er pflegt auch, nicht aus ihrer patriotischen Heimath, gar viele arme junge Russen und Mädchen heran, beschäftigen sie in diesem oder jenem Zweige der Land- und Gartenwirthschaft, lassen ihnen Unterricht im Französischen und in allen möglichen Disziplinen geben, und sorgen später für ihr Weiterkommen. Die Neigung zur Nützlichkeit scheint bei den beiden Paderewskis auch nicht durch schlimme Erfahrungen eingedämmt zu werden, die sie nicht seltener als andere Wohlthäter machen müssen. Wie vielen jungen Musikern hat Paderewski nicht blos Unterricht, sondern auch die Mittel zum Leben gegeben! Man hört davon aber immer nur durch irgend einen Zufall, er selbst schweigt sich darüber aus.

Brauche ich hinzuzufügen, daß Riond-Bosson ein gastfreies Haus, und darum nur selten von Gästen frei ist? Gleichwohl kommen einsame Tage vor; und die wird Paderewski sicherlich erst recht ausnutzen. Denn woher sollte er sonst die außerordentliche Belesenheit herbekommen? Einerlei, was für ein Gesprächsthema man anschlägt, Paderewski ist darin zu Hause, und er weiß gewöhnlich viel mehr darüber, als der Fragesteller vermuthet hatte. Ganz besonders lebhaft ist seine Theilnahme an der sozialen und politischen Entwickelung der Nationen. Und er kann einem ebenso viel Einzelheiten über die Erfahrungen erzählen, die Milwaukee mit seinem sozialistischen Bürgermeister gemacht hat, als über die letzten Gewaltthaten der russischen Geheimpolizei. Einen unerbittlicheren Gegner des Sozialismus als Paderewski dürfte es übrigens nirgends geben. Darin übertrifft er sogar noch Bismarck.

Von Morges bringt einen das Dampfboot nach St. Sulpice, wo sich Felix Weingartner am Rande des Wassers angebaut hat. Wieder eine neue Szenerie, und eine köstliche; für einen glücklichen Einsiedler wie geschaffen, denn nur ein paar Dampfboote legen hier an; will man zur Bahn, so muß man eine Stunde weit nach Lausanne laufen. „Brown like a berry" empfing mich Weingartner am Landungssteg. Seine Besitzung ist erst im vorigen Sommer angelegt worden und gewährt natürlich noch nicht viel Schatten; daher auch die gebräunte Gesichtsfarbe. Die Sonne des Himmels meint es gut mit Weingartner, nachdem er die Sonne der Hofgunst verschmäht hat. Man kann schwerlich ein glücklicheres Paar auftreiben als Felix und Lucille Weingartner in St. Sulpice. Der Garten ist von dem besten Genfer Landschafts-Gärtner ganz wundervoll ausgelegt worden und wird sich in ein paar Jahren zu einem kleinen Paradiese auswachsen. Eine Badeanlage kommt noch hinzu, und ein schmuckes Ruderboot ist schon vorhanden. Das Haus ist klein aber „cozy". Sein Arbeitszimmer sei ihm nicht geräumig genug, meinte Weingartner, er werde wohl doch noch anbauen. „Haben Sie denn wieder eine größere Komposition vor," fragte ich so naiv ich konnte. — —

Höchst bequem ist es, daß man sich hier mit jedem Künstler-Tusculum überall telephonisch in Verbindung setzen kann, und ich fand den Telephondienst so gut, daß ich nicht eine einzige „falsche Verbindung" bekam. Nach den Berliner Erfahrungen eine besonders angenehme Ueberraschung. Einen, Josef Hofmann, der in einem selbst entworfenen Hause auf dem Mont Pélérin thront, fand ich leider nicht zu Hause; er war in Paris. Nächst Paderewski besitzt Ernest Schelling, sein Schüler, die größte und schönste Villa in Celigny, also etwas weiter nach Genf zu. In nächster Nähe bei Lausanne, in Clarens, haust auch Rudolph Ganz in einer stattlichen Villa, stört indes die Ruhe der Nachbarschaft dadurch, daß er auch in der schönsten Jahreszeit einigen lernbegierigen Amerikanerinnen Unterricht giebt. Es bekommt ihm aber gut.

August Spanuth.